

Eine Insel in Aufruhr

Kein Öl, kein Tourismus:

Sri Lanka droht der Bankrott. Die Folgen treffen hauptsächlich die Armen, das sind 80 Prozent der Bevölkerung des Landes.

Von Sabine Ludwig

Es ist früh am Morgen. Nadeshan Mendis läuft hinüber zum Bootssteg und wartet. Gleich kommen Touristen für die Mangroventour. Endlich! Ein paar Stunden Anstehen an der Tankstelle hat er hinter sich. Mit den paar Litern, die er dem Tankwart abschwatzen konnte, kommt er hin. Ein Vermögen hat ihn der Treibstoff gekostet. Doch die Bootsfahrt mit den Gästen ist lukrativ, Trinkgeld gibt es obendrein, das rechnet sich.

Säule der Wirtschaft

Sri Lanka befindet sich in einer der schlimmsten Wirtschaftskrisen seit Jahrzehnten. Es ist Monsunzeit, Regenzeit, der frühe Morgen ist verhangen. Dunkle Wolken verkünden nichts Gutes, passend zur Stimmung im gesamten Inselstaat. Die Menschen sind der desaströsen Vetterwirtschaft, die den kompletten Machtapparat betrifft, längst überdrüssig. Auch Treibstoff gibt es kaum mehr.

Mendis hofft auf Touristen, die es trotzdem wagen. »Wir brauchen sie dringend, denn wenn niemand kommt, überlebt unsere Branche nicht!« Er arbeitet für einen Bootsverleih. Die Hotels und Villen sind frisch renoviert, die tropischen Gärten von Laub und Unkraut befreit, Sri Lanka glänzt und wartet auf Besucher. »Ich habe eine Familie mit zwei Kindern, das ist schon eine Herausforderung, sie satt zu bekommen.« Nebenbei arbeitet Mendis als Fischer. Dadurch entstehen neue Probleme, die zu meistern sind. »Schließlich kann ich mit meinem Boot nicht einfach so zur Tankstelle fahren, um es zu betanken.«

Nach Gastbetreuer Janaka werden Autos und Mopeds an Tankstellen noch



Schlange stehen an den Tankstellen ist nun Alltag. Für die über 22 Millionen Einwohner Sri Lankas ist es eine Zeit des Aufruhrs. Mitte April hatte sich die Regierung gegenüber ausländischer Geber für zahlungsunfähig erklärt. Der Präsident des Landes, Gotabaya Rajapaksa, klammert sich weiter an die Macht.

Fotos (2): Sabine Ludwig

befüllt. Er wohnt in Bentota an Sri Lankas Westküste und sieht auf den Busfahrten zu seiner Arbeitsstätte täglich das Chaos an den Zapfsäulen. »Leute, die mit Kanister kommen, werden nicht bedient. Sie bekommen Benzin oder Diesel nur auf dem Schwarzmarkt, und das zu horrenden Preisen.« Und was bleibt Nadeshan Mendis sonst übrig, als mit zwei Kanistern loszuziehen, um an den Treibstoff für sein Boot zu kommen? »Öffentliche Verkehrsmittel fahren kaum«, erklärt Janaka.

Hotelier Mahinda Kumara hat die Pandemie stark mitgenommen. Mehr als ein Jahr musste er sein Hotel schließen. »Wir nutzten diese Zeit für Renovierungen, denn wir wollen unbedingt wieder öffnen.« Die Anzeichen der politischen Krise, die das Land ab März erschütterte, waren schon seit Monaten offensichtlich. Vor allem der Öl-Mangel trifft den Tourismussektor. »Es betrifft Rundreisen genauso

wie den Alltag in unseren Hotels«, sagt der 62-Jährige. »Ohne Diesel können bei Stromausfall keine Generatoren bedient werden. Meine Mitarbeiter stehen abwechselnd stundenlang mit Kanistern an den Tankstellen an. Vom Staat bekommen wir keine Hilfe, wir sind auf uns selbst angewiesen.«

Buddhistisches Weltbild

Yattapatha Sumangala lebt seit 20 Jahren im Kloster Sri Vilayaramaya in der Nähe von Bentota. »Wenn Unrecht getan wird, dann rächt sich das. Die Natur wird gegen uns sein«, sagt der buddhistische Mönch. Die Situation sei schrecklich, viele Menschen leiden. In der Hauptsache betrifft es die Armen, das sind in Sri Lanka 80 Prozent der Bevölkerung. »Nur ein Fünftel hat ausreichend zu essen, die anderen hungern.« Zu viel Konsum, Korruption und Rassismus verzerren sein Weltbild. »Ich sage nicht, dass die buddhistische Religion die beste ist, denn das wäre falsch. Die unterschiedlichen Religionsführer müssen erkennen, dass es nie eine beste Religion geben wird«, sagt der 35-Jährige. »Falls wir das verstehen, ist eine bessere Welt möglich.«

Es ist kurz nach Sonnenaufgang. Nadeshan Mendis Boot gleitet sanft durch die dichten Mangrovenwälder zu beiden Seiten des Madu-Flusses. Ein Waran zieht furchtlos seine Kreise, folgt dem Kahn für eine Weile. Die Tiere sind harmlos, im Gegenteil zu den Flusskro-

kodilen. Nalani de Silva lebt auf einer kleinen Insel mitten im Fluss. Genau wie ihre Nachbarn muss sie am Ufer des Flusses achtgeben: Alligatoren lauern im seichten Gewässer, bereit, nach allem zu schnappen, was sich bewegt. Das können Kinder beim Spielen sein, Frauen beim Baden oder Hunde, die ihren Durst stillen. Lautlos schlägt das Reptil zu, zieht seine zappelnden Opfer unter die Wasseroberfläche, bis sie tot sind.

Jetzt am frühen Morgen ist noch alles friedlich. Doch das Leben hier beginnt schon sehr bald. »Ich gehe nie alleine hinunter an den Fluss«, sagt de Silva. Die Bäuerin dreht Stricke aus den Fasern der Kokosnüsse. Sie zeigt, wie reißfest sie sind. Dann hobelt sie mit einer Spachtel die Rinde des Ceylon-Zimtbaumes. »Wir haben hier den besten Zimt der Welt«, sagt der Bootsführer. De Silva hält den Besuchern die abgeschabte Rinde hin. Der Duft ist betörend. Normalerweise arbeiten sie und ihre Familie für den Export von Zimtstangen, -pulver und Aromaöl. Schon die Pandemie war für die Bauernfamilie verheerend, denn niemand kam, um die Produkte abzuholen oder zu erwerben. »Jetzt haben wir Corona fast überstanden und nun das«, sagt sie traurig. Vorbei an Mangobäumen und Vogelkolonien geht es per Boot zurück. Hier ist die Landschaft noch fast unberührt. Die Pandemie hat dazu beigetragen, dass sie sich in den vergangenen zwei Jahren weiter entfalten konnte.



Für den Bootsführer Nadeshan Mendis ist es derzeit eine Herausforderung, seine Familie satt zu bekommen.

Blickwechsel von Hans-Joachim Döring

Kirche und Umwelt: Die nächsten Schritte sind längst bekannt

Unbemerkt ist eine Welt-Umweltkonferenz übergegangen. Nur wenige Meldungen, kaum Bilder. Ich schreibe diesen Beitrag an einem Juni-Wochenende mit neuen Hitzerekorden. Temperaturen um die 40 Grad Celsius in Mitteldeutschland! Geschwächte sind besonders gefährdet – Menschen, Pflanzen, Tiere. Lokal und global.

Besagte UN-Umweltkonferenz hatte das Motto: »Ein gesunder Planet für den Wohlstand aller«. Sie fand am 2. und 3. Juni in Schwedens Hauptstadt Stockholm statt. UN-Generalsekretär António Guterres sagte zur Eröffnung: »Die natürlichen Systeme der Erde können mit unseren Anforderungen nicht Schritt halten«. Damit sprach er das jahrzehntelange Missachten von zwei elementaren Grenzen an: Den natürlichen Grenzen unseres Planeten und den ökonomischen Grenzen unseres Wachstums und Wohlstandes. Sie bedingen sich. Darum die Hitzewochen und ihr Stress. Der globale IST-Zustand der Erde ist krank. Mit einem biblischen »Jetzt ist die Zeit« mahnt der Generalsekretär: »Wir müssen jetzt unseren Kurs ändern und unseren sinnlosen und selbstmörderischen Krieg gegen die Natur beenden.«

Die Welt-Umweltkonferenz war keine gewöhnliche. Bereits 1972, vor 50 Jahren, fand die erste ihrer Art ebenfalls in Stockholm statt. Ich war Abiturient. Was heute noch angemaht wird, wurde damals schon formuliert. Im März 1972 war der Bericht des

Club of Rom, einer interdisziplinären Wissenschaftlervereinigung erschienen. Der Bericht entwarf ein Weltmodell: Die Erde sei begrenzt. Wenn Wachstum und Expansion ungebremst weitergehen, erleben wir eine Periode des »overshoot«, das Überschreiten von Grenzen. Diese Prozesse würden Mitte des 21. Jahrhunderts zu einem »plötzlichen und unkontrollierbaren Niedergang« der gewohnten Lebensbedingungen führen. Die Alternativen: Wachstum abbremsen, weniger verbrauchen und einen Zustand des globalen Gleichgewichts anstreben. Gesucht wurde nach (im Konferenzenglisch: sustainable) dauerhaften, nachhaltigen Entwicklungswegen in zukunftsfähigen Gesellschaften. Nicht alles nahm die Konferenz von 1972 ernst, aber der Gong wurde gehört.

Nun, 2022 in Stockholm, forderte Vanessa Nakate aus Uganda für Fridays for Future: »Sie halten schicke Reden, aber das wird leidende Gemeinschaften nicht retten und die Erwärmung der Planeten nicht aufhalten. Was wir wollen, sind wirklich drastische Maßnahmen.« Die Jugend von heute leidet an der offenkundigen Unverbesserlichkeit der Strukturen der Welt.

Noch einmal 50 Jahre zurück. Ebenfalls im Juni 1972 hielt Heino Falcke auf der Synode des Bundes

der Evangelischen Kirchen der DDR auch einen Eröffnungsvortrag: »Christus befreit – Darum Kirche für andere«. Darin begründet er eine engagierte Hoffnung für eine verbesserliche Kirche wie für einen verbesserlichen Sozialismus. Man kann für Kirche und Sozialismus, ohne zu pressen auch Welt einsetzen. Eine engagierte Hoffnung für eine verbesserliche

Welt. Diese erkenne ich bei den Fridays-for-Future-Aktivitäten. Sie sind mitunter in Wut verpackte Weltverantwortung und keine in Verzweiflung gehüllte apokalyptische Frustration.

Vom 31. August bis 8. September dieses Jahres findet die 11. Vollversammlung des ÖRK in Karlsruhe statt. Gut die Hälfte der 23 Programmeinheiten beschäftigten sich mit unseren Gesellschaften, wie sie generationsfreundlicher und zukunftsfähiger werden und was Beiträge der Kirchen dafür sein können. Freilich, zu erwarten ist wohl erneut viel Text und Kongressdiplomatie. Es muss aber gar nicht gewartet werden auf die guten Beschlüsse und gelungenen Formulierungen. Fast alle Schritte sind bekannt. Fürs Landeskirchenamt, die Kirchenkreise und Gemeinden, für jeden Christen und jede Christin. Seit Jahrzehnten. Auch Schritte, die zu spät gegangen werden, müssen wir gehen.



Aus aller Welt

Zeitenwende nach Urteil gegen Abtreibung

Washington (epd) – Das Recht auf Abtreibung in den USA ist aufgehoben. Das Urteil des Obersten Gerichts hatte am Freitag vergangener Woche das seit beinahe einem halben Jahrhundert geltende Recht auf Abtreibung annulliert. In zahlreichen Bundesstaaten ist Schwangerschaftsabbruch umgehend strafbar geworden: in Alabama, Arkansas, Kentucky, Louisiana, Missouri, Oklahoma und South Dakota. Jetzt dürfen die Bundesstaaten allein entscheiden. US-Präsident Joe Biden verurteilte die Entscheidung. Vorgänger Donald Trump feierte das Urteil hingegen als »den größten Sieg für das Leben in einer Generation«. Zustimmung kam von römisch-katholischen Bischöfen und weißen evangelikalen Christen.

Trump war es auch, der die zwei Richter und eine Richterin ernannte, die den Ausschlag gegeben haben. Mit sechs zu drei Stimmen ließen sie ein Gesetz im Bundesstaat Mississippi zu, das Abtreibungen erschwert, und kippten damit ein historisches Urteil von 1973 zur Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs. Die Parlamente der fünfzig Bundesstaaten haben nun Abtreibungsgesetze zu schreiben. Etwa die Hälfte, besonders im Süden und Mittleren Westen, werde Schwangerschaftsabbrüche verbieten oder stark einschränken, erwarten Organisationen für Familienplanung. Drei demokratisch regierte Staaten an der Westküste – Kalifornien, Oregon und Washington – kündigten an, »Zufluchtsstaaten« sein zu wollen.

Italien: 100 Jahre Lutherische Kirche

Rom (epd) – Mit einem Festgottesdienst hat die Evangelisch-Lutherische Gemeinde Rom vergangenen Sonntag das 100-jährige Bestehen ihrer Christuskirche gefeiert. In ihrer Predigt sagte die Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Annette Kurschus, die Kirche mit deutschem Hintergrund solle Heimat für evangelische Christen aus aller Welt sein: »Ein freundlicher Begegnungsort für Gläubige aller Konfessionen; ein Raum, wo die Liebe regiert.« Die Christuskirche unweit des großen Parks Villa Borghese wurde 1922 eingeweiht. 1899 war bereits ein Grundstück erworben worden, wegen des Ersten Weltkriegs verzögerte sich der Bau. Nach dem Willen von Kaiser Wilhelm II. sollte dort etwas Großes, sichtlich Evangelisches entstehen. Die lutherische Gemeinde ist noch rund 100 Jahre älter als der Kirchbau.

Aufgelesen

Kaplan rockt mit Mittelalter-Metal-Band

Leinfelde-Worbis (red) – Kaplan Guido Funke stand bei einem Konzert gemeinsam mit der Band »In Extremo« auf einer Bühne. Über den persönlichen Kontakt eines Mitglieds seiner Worbiser Gemeinde zum Sänger der Band kam Funke zu einem Backstage-Pass für das Konzert auf der Burg Scharfenstein am 18. Juni, berichtete »katholisch.de«. Beim Treffen mit der Band äußerte er den Wunsch, gemeinsam mit der Band das »Ave Maria« zu singen. Da das nicht auf dem Programm stand, wählte er von der Lied-Liste »Frei zu sein«. Spontan stand er dann knapp eine Stunde später im Kollarhemd mit der Band zu diesem Lied auf der Bühne. Die Fans forderten eine Zugabe. Funke habe viele Begegnungen an dem Abend mit Menschen gehabt, die sagten: »Schön, dass sich ein Priester das traut. Kirche kann also auch cool sein.«